

Wehrlos erreichbar aus der Ferne: Zäsuren in/zwischen Brief und E-mail

Silvia Henke

In: in: Sigrid Schade, Thomas Sieber u. Christoph Tholen: Schnittstellen . Zäsuren zwischen Medien, Kunst und Wissenschaft, Basel 2005, S. 75-86.

In Rita Kuczyinski jüngstem Roman *Die gefundene Frau*, einem postmodernen Medienmärchen, kommt die Heldin Agnes, die sich mit Laptop und Handy in der Tasche durch neue Zeit-Räume bewegt und nur auf ihrer Homepage wirklich zu Hause ist, am Schluss auf eine Formel, die nicht nur symptomatisch ist für diesen Roman, sondern prototypisch für das Versprechen der Kommunikationsgesellschaft. So schickt Agnes, bevor sie ins Flugzeug nach New York steigt, ihrem Liebsten, den sie in Berlin zurücklässt, per Handy eine erste Nachricht an seine neue E-Mail-Adresse: „Wir werden hier sein und dort, denn wir haben nur eine Zeit. Agnes“.¹

„Wir werden hier sein und dort“ – diese Utopie haust in jedem Nachrichtenverkehr und in allen Medienverbunden, es ist die Utopie, mittels Botschaften räumliche Distanzen zu überwinden, zwei Orte zusammen zu schliessen, hier *und* dort zu sein. Dieser Wunsch ist der Grund, weshalb Menschen überhaupt begonnen haben, schriftlich miteinander zu verkehren. Es ist ein Wunsch mit vielen Komplikationen, die hier ein einem kleinen mediengeschichtlichen Bogen entfaltet werden sollen – mit dem Fokus auf der Frage, ob und worin sich die alte Form des Briefs von seinen neuen elektronischen Substituten unterscheidet.

1. Die Distanz als Substanz des Briefs

Ein früher Kronzeuge für die Komplikation zwischen Adressat und Empfänger, die jede Korrespondenz beinhaltet, ist August Varnhagen, der in der Hochblüte der Briefkultur um 1800 in den Briefen an seine geliebte Rahel Levin das Verwirrspiel des Briefs zwischen Hiersein und Dortsein so konstatiert hat: „... ein Brief an Dich rafft mir alle Glieder zusammen, und da liegt alles bereit, und soll nur eben noch geschrieben werden, aber jetzt,

¹ Kuczyinski, Rita, *Die gefundene Frau*. Claassen Verlag München 2001, S. 206.

wie schreibt man Kopf, Brust, Leib, Arme und Beine! Nein, das geht nicht, es muss zurückgetragen werden, ich behalte mich hier, und kann dir nur einige Worte schicken.“²

Varnhagen überbietet in diesem Brief den seiner Zeit gemässen Topos, wonach Briefe Herzensschriften seien und damit mit jedem Brief ein Stück Herz auf die Reise geht. Den ganzen Körper will er schicken, Glied um Glied, und bemerkt hierzu richtig, dass es nicht möglich ist, solange das Medium die Schrift ist. Es ist aber eine überaus lebendige Vorstellung der epistolaren Kultur, mit dem benutzen Medium mitzugehen, sich selber als Medium zu denken, um den Widerspruch zu lösen, dass ein Brief immer gleichzeitig Zeichen der Anwesenheit und der Abwesenheit des Schreibers ist.

Die Frage nun, wie man seinen Körper zumindest als Ansicht verschickt, um die Blösse der Sprache, die soviel Abwesenheit bezeugt, zu kompensieren, wird bald darauf mit Erfindung der Photographie technisch gelöst sein. Schon achtzig Jahre später schickt Marcel Proust, der unermüdliche Briefschreiber, seinen Postboten immer zuerst beim Photographen vorbei, um das neueste Porträt abzuholen und dem Brief beizulegen.³ Und das 21. Jahrhundert hat den Wunsch, statt mit Worten mit direkten Körperansichten beim anderen anzukommen, einer neuen technischen Lösung zugeführt, deren Name heute *webcam* heisst und bald schon UMTS. Im Zusammenschluss der heiligen Dreifaltigkeit von Handy, Computer und Kamera müsste Varnhagen nicht mehr fragen, wie man Brust und Bein und Arm schreiben soll – er könnte sich einfach aufschalten und wäre – so die Utopie – hier *und* dort.

Aber nicht nur die räumliche Distanz wird in dieser medientechnischen Möglichkeit beziehungsweise der Phantasie über diese Möglichkeit kassiert, sondern – und das ist wohl das Entscheidende, was sich im Wechsel von alten zu neuen Medien ereignet hat – auch die zeitliche Distanz. Wie schreibt Agnes in ihrer Nachricht? „Denn wir haben nur eine Zeit.“ Die Vorstellung, in New York und Berlin nur eine Zeit zu haben – die so genannte „Echtzeit“ – ignoriert örtliche Distanz und Zeitverschiebung, sie ignoriert die Zeit, die eine Nachricht braucht, um anzukommen, weil eine Nachricht im heutigen Medienverbund keine Zeit mehr braucht. Das ist neu, das ist auch das, was gegenwärtig alle Korrespondenzen beschleunigt, was den postalischen Brief alt aussehen und die Kinder der sogenannten e-Generation nicht mehr vom Display ihrer Handys anschauen lässt. Dass Nachrichten immer, sofort und überall ankommen und jederzeit beantwortet werden können, dass man nicht nur überall, sondern

² August Varnhagen an Rahel Levin am 10. Nov. 1808, in: Rahel Varnhagen, *Briefwechsel* Band II, München 1979, S. 57.

³ Brassäi, *Proust und die Liebe zur Photographie*, aus dem Französischen von Max Looser, Frankfurt/M. 2001, S. 23.

immer auch *gleichzeitig* verbunden ist, das ist die hitzige Euphorie im aktuellen zwischenmenschlichen, aber auch im geschäftlichen Nachrichtenverkehr.

Medientechnisch ist die Möglichkeit, simultan verbunden zu sein, natürlich seit Erfindung der Telegraphie und des Telefons gegeben. Es ist auch nicht zufällig, dass Telefon und Telegramm die ersten Widersacher des postalischen Briefverkehrs geworden sind und im 20. Jahrhundert immer wieder zu einem Abgesang auf den Brief geführt haben. Eine viel vernommene Stimme dieses Abgesangs ist jene von Adorno in seiner Taxierung der Briefe Walter Benjamins:

„Subjektiv aber sind die Menschen, im Zeitalter des Zerfalls von Erfahrung, zum Briefschreiben nicht mehr aufgelegt. Einstweilen sieht es aus, als entzöge die Technik den Briefen ihre Voraussetzung. Weil Briefe, angesichts der prompteren Möglichkeiten der Kommunikation, der Schrumpfung zeiträumlicher Distanzen, nicht mehr notwendig sind, zergeht auch ihre Substanz an sich.“⁴

Interessant an Adornos kulturpessimistischer Diagnose über das Verschwinden des Briefs ist, dass er es kulturgeschichtlich – als Zerfall von Erfahrung - und zugleich medientechnisch begründet: Technik heisst in den 60er Jahren, in welchen er seinen Essay schrieb, vor allem Telefon und Flugzeug. Was ‚Erfahrung‘ besagt als konstitutives Merkmal des Briefeschreibens lässt sich nur aus dem Zusammenhang des ganzen Essays schliessen: es meint die vermittelte, objektivierte Unmittelbarkeit, es ist soviel wie reden können indem man schreibt: „Briefe schreiben fingiert Lebendiges im Medium des erstarrten Wortes.“⁵

Erfahrung, wie sie Adorno bei Benjamin feststellt, bringt Briefe hervor als „Figuren einer redenden Stimme, die schreibt, indem sie spricht“, und ist deshalb im Wesentlichen auf Sprache angewiesen: eine Gestaltung des Geschriebenen als Objektivierung von Erfahrung, die sich zwischen den primären Impuls der Mitteilung und den Adressaten schiebt.⁶

Diese Verpflichtung auf die Geschriebenheit der Sprache im brieflichen Nachrichtenverkehr ist tatsächlich entsprechend dem pessimistischen Befund von Adorno mehr und mehr zurückgenommen worden. Was nicht an die fernmündliche Kommunikation delegiert wurde, sind kleine Restbestände der epistolaren Kultur. Statistiken bestätigen, dass über 90% der Bevölkerung keine Briefe mehr schreibt, höchstens noch Ferienpostkarten oder

⁴ Theodor W. Adorno, „Benjamin, der Briefschreiber“ (1966), in: ders., *Noten zur Literatur*, Frankfurt/M. 1981 S. 586.

⁵ Ebd., S. 585.

⁶ Ebd. S. 584 u. 585.

Weihnachtsgrüsse auf vorgedruckten Glückwunschkarten verschickt.⁷ Die Zeit, die ein Brief heute braucht, um anzukommen, will niemand mehr in Kauf nehmen. Dennoch hat das Schreiben nicht aufgehört. Es erlebt ja im Gegenteil eine Renaissance, zuerst im Fax, dann im E-mail und dem SMS. Vieles, was bis vor wenigen Jahren noch ausschliesslich über fernmündliche Kanäle ausgetauscht wurde, hat sich neu wieder in schriftliche Medien verlagert. Frage ist, welcher Status der Sprache bei dieser Verlagerung zukommt.

2. Virtuelle und phantasmatische Präsenz im E-mail

Oberflächliche Umfragen unter Benutzern, warum sie heute E-mail und SMS statt Kurztelefonaten wählen, fördern in der Regel zwei Antworten zu Tage: die Schnelligkeit und die Kostengünstigkeit. Warum heute mit E-mail und Handy wieder soviel geschrieben wird, hat aber, soviel soll hier vermutet werden, nicht nur zeitökonomische und finanzielle Gründe. Die geschriebene Nachricht hat gegenüber der telephonischen Direktverbindung nämlich einen grossen Vorteil - sie benutzt die Absenz des andern, um anzukommen. Es ist mithin der alte Vorteil des Briefs, dass er *sermo absentis ad absentem* ist, auf den sowohl in der E-mail wie im SMS zurückgegriffen wird. Warum aber ist es unter Umständen vorteilhaft, statt mit Stimme und Körper direkt verbunden zu sein, aus der Abgeschiedenheit heraus doch nur einige Worte zu *schicken*? Warum ist es weiterhin reizvoll, „seine Abgeschiedenheit zu verleugnen und gleichwohl der Ferne, Abgeschiedene zu bleiben“⁸? Aus welchem Grund ziehen wir es so häufig vor, Zeichen zu senden, Zeichen zu hinterlassen, eine virtuelle Präsenz entstehen zu lassen, die nicht in erster Linie mit Kommunikation zu tun hat? Und übernehmen die Schreibpraktiken in den neuen Medien wirklich dieselbe Funktion, die Briefe erfüllt haben?

Grundsätzlich gibt es zwei kulturkritische Perspektiven auf den Wechsel von postalischem zu elektronischem Brief. Die erste betrifft die Sorgfalt des Schreibens, die zugunsten der Geschwindigkeit des Mediums im Abnehmen begriffen ist: Geschrieben wird irgendwie, Hauptsache die „message“, die verdinglichte Form des Schreibens wird verstanden. Diese Sorge liesse sich zunächst mit Blick in die Vergangenheit etwas relativieren. Es gab auch in der Hochkultur des Briefs das System des *Billets*, das durch Dienstboten mehrmals täglich hin- und her getragen wurde, um zum Beispiel ein Treffen zu

⁷ Für einen Überblick zur Briefkultur im Medienwandel vgl. Ernest W.B.Hess-Lüttich, „E-Epistolographie: Briefkultur im Medienwandel“, in: Andreas Hepp u.Rainer Winter (Hrsg.), *Kultur-Medien-Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 278.

⁸ Adorno, a.a.O.[Anm.4], S. 585.

vereinbaren. Diese Billets waren in ihrer sprachlichen Gestalt kaum reichhaltiger als heutige SMS oder E-mails. Auch zur Goethezeit trieb die sprachliche Regellosigkeit bunte Blüten: Interjektionen, Ellipsen, Galaxien von Ausrufezeichen und stilistische Regelverstöße gehörten zum Brief, der durch eben diesen „zerstückten stammelnden Ausdruck“⁹ seine spontane Originalität bewies. Immer wieder konkurrenzierte die Idealgestalt des Briefs als Schriftstück mit seiner zweiten Bestimmung, dass er Gesprächsersatz sei.¹⁰ „Federzungen sprechen es nicht aus“, klagte schon die grosse Briefschreiberin Rahel Levin Varnhagen¹¹, die so viel darauf hielt, ihre Briefe genau so schreiben als ob sie mit ihrem Adressaten spräche und damit die Vermittlung, die über die Sprache in ihrer Geschriebenheit eine andere Erfahrung zeitigt, zu unterlaufen. Und liest man heute etwa ein Billet, wie sie Pauline Wiesel, Rahels Freundin, verschickt hat, ist die sprachliche Gestaltung von jener eines flüchtig geschriebenen E-mails kaum verschieden:

„Noch weder Papier noch Federn

ja liebe Seele Ich Erwahrte Sie um 5 Uhr ganz gewiß, angenehm diniert man immer wenn man mit Person die man liebt. ich bin ihnen gut heiss das liebe Seele – „¹²

Die lebendige Ungeregeltheit solcher Sprache als Kompensation zur Distanz, die jede schriftliche Kommunikation bezeugt, ist also medientheoretisch nicht neu; sie gehört zur alten Form des Briefs oder Billets wie zur neuen Form des E-mails, das von vielen so geschätzt wird, weil sie damit an der Normsprache vorbei schreiben können. Es ist mithin nicht in erster Linie die sprachliche Unsorgfalt, welche die E-mail grundsätzlich vom Brief unterscheidet, sondern etwas anderes.

Alle, die von postalischer zu elektronischer Post gewechselt haben in den letzten Jahren, bemerken ihn spätestens dann, wenn sie beim Räumen oder Umziehen ihre Briefschachteln sortieren: die Briefschachteln bleiben nämlich leer. E-mails werden, weil sie keine eigene materielle Gestalt haben, in der Regel nicht aufbewahrt, ihnen fehlt der ganze Fetischcharakter des einzelnen Briefs, ihnen fehlt die Anschrift, der Stempel, die Marke, die flüchtige Notiz auf dem Kuvert, die angerissene Ecke im Briefpapier, alles das, was den Brief zu einem Objekt macht. Dass jede E-mail eine „message-ID“ und Angaben über Texttyp,

⁹ Goethe in einem Brief an Auguste v. Stolberg, zit. nach Hess-Lüttich, a.a.O. [Anm. 7], S. 277.

¹⁰ „Das erste, was uns bey einem Brief einfällt, ist dieses, dass er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste.“ Christian Fürchtegott Gellert, „Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ (1751), in: ders., *Die epistolographischen Schriften*, Stuttgart 1971, S. 213.

¹¹ Rahel Levin Varnhagen, a.a.O. [Anm. 2], S. 246.

¹² Pauline Wiesel 1815 an August Varnhagen, in: *Rahel Levin Varnhagen, Briefwechsel mit Pauline Wiesel*, hrg. v. Barbara Hahn und Birgit Bosold, München 1997, S. 461.

Zeichenzahl und sekundengenauem Datum trägt, ersetzt diesen Fetischcharakter nicht, im Gegenteil. Auch wenn er ausgedruckt wird, erhält er seine Substanz nicht zurück. Die Immaterialität der elektronischen Nachricht hat aber genau durch diese fehlende physische Substanz einen andern Effekt, der durchaus süchtig machen kann. Eben weil die E-mails uns direkt am Bildschirm zuhause erreichen, ohne Zwischenstation zwischen Absender und Empfänger, einzig übermittelt durch einen Mail-Server, der nicht mehr als ein Code ist, scheinen sie uns ganz direkt, ganz privat, ganz ungehindert zu erreichen, der Computer wie auch das Display des Handys wird dabei zur Ausweitung unseres geistigen und körperlichen Raums, an den der andere direkt angeschlossen scheint, seine Finger auf der Tastatur, die uns Buchstaben übermitteln, deren „Lebendigkeit“ nicht über die Handschrift entsteht, sondern aufgrund dieser gemeinsamen Projektion, die auch Vernetzung heisst – in der Mobiltelefonwerbung auch gerne: *connecting people*. Deshalb kann die Abwesenheit in der E-mail oder im SMS medientechnisch auch auf ein Minimum schrumpfen, wenn beide immer am Gerät sitzen oder wenn das Handy mit dem Laptop verbunden ist. Somit ergibt sich für das Verhältnis von Abwesenheit und Verbundenheit in gegenwärtigen Kommunikationsformen eigentlich ein paradoxer Befund: während es einerseits scheint, dass im Wechsel von Telefon zu E-mail und SMS inmitten all der Versprechen von Ubiquität und Echtzeit eine neues (oder eben altes) Bedürfnis nach Abwesenheit sein Recht behauptet, weil E-mail wie SMS in der Tradition des alten Mediums Briefs ein Zeichen der Abwesenheit *par excellence* sind, wird in ihnen gleichzeitig an der Abschaffung der Abwesenheit gearbeitet. Und das hat mit der Immaterialität der elektronischen Botschaften zu tun. Weil der Brief im postalischen Zeitalter aufgegeben wurde, sich als einzelnes Schriftstück materialisierte und einen eigenen Zeitraum beanspruchte, musste er auch etwas hergeben. Er musste Stellvertreter sein, ein Gesicht, einen Ausdruck haben - während sich die Mühe bei den E-mails immer mehr auf das schiere Funktionieren der Technik verlagert und auf den simplen Wunsch, verbunden und doch möglichst allein zu sein. Aus diesem technonarzisstischen Aspekt der elektronischen Verbindung ergibt sich die wesentliche medienkritische Perspektive auf unsere so genannte Kommunikationsgesellschaft. Die Immaterialität der Kommunikation und die sich daraus ergebende Illusion, immer und überall „connected“ zu sein, macht aus dem Cyberspace, so vermutet Slavoy Zizek, einen ausser- oder präsymbolischem Raum.¹³ Im Unterschied zum Brief, zu Buch, Papier und Tinte, die immer symbolisch sind, wird in den Kommunikationskanälen der elektronischen Medien das

¹³ Slavoy Zizek, „Cyberspace: Von der Möglichkeit, die Phantasmen zu durchqueren“, in: Sigrid Schade u. Georg Christoph Tholen, *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, München 1999, S. 106f.

Imaginäre mit dem Realen verwechselt und damit das Symbolische ausser Kraft gesetzt. Es ist das Gesetz der *virtual reality*, das sie Wirklichkeit ersetzen will und sie ist deshalb so mächtig, weil sie die Widerstände der Wirklichkeit vergessen lässt. Subjekttheoretisch heisst dies, dass die ödipale Struktur, die eine verbietende Instanz als Bedingung jeder symbolischen Ordnung voraussetzt, nicht mehr garantiert ist. Das Resultat heisst: symbiotische Verschmelzungsphantasien, Aufbau phantasmatischer Identitäten, die mit der eigenen soweit verwechselt werden, dass am Netz jeder zu allem werden kann – sowohl sexuell wie sozial oder eben asozial.¹⁴ Nicht wenig an Irrläufen bei der Onlinepartnersuche, an sexuellen Perversionen und Jugendgewalt wird über diese Sogkraft der virtuellen Interaktion erklärt, mit der Menschen miteinander kommunizieren, ohne sich zeigen zu müssen, ohne sich so nahe zu kommen, dass die Schutzhülle ihres technonarzisstischen Egos platzen könnte. Aber auch diese medienkritische Perspektive soll hier noch einmal gewendet und kritisch befragt werden. Denn: gab es nicht auch in der postalischen Kultur Briefwechsel, in welchen es darum ging, sich schreibend zu maskieren und damit eine phantasierte Welt zu begehen, die wenig mit Realität, dafür viel mit Begehren und Projektionen zu tun hatte? Wer hätte alle die Liebeswünsche und genialen Selbsttäuschungen per Brief hinterlassen, wenn alle immer nur den konkreten Mitmenschen und eine ehrliche Beziehung anvisierten, ohne die narzisstische Selbstbezogenheit auf das eigene Medium?

3. Man sagt das so hin – ein Brief: Rilke und Benvenuta

Um die Annahme, dass unser schriftliches Kommunikationsverhalten in einem Wandel begriffen ist, nochmals zu prüfen, sei deshalb eine Korrespondenz herausgegriffen, die sich 1914 zwischen dem Dichter Rainer Maria Rilke und der Pianistin Magda von Hattingberg entfacht hat. Es ist ein Briefwechsel, der sich aus verschiedenen Gründen an der Schnittstelle zur post-postalischen Kommunikation¹⁵ ansiedeln lässt. Einmal, weil der Briefwechsel einer persönlichen Bekanntschaft vorausgeht und beseelt ist vom Wunsch, „auch nur für eine Weile ein anderer Mensch zu sein“¹⁶. Die beiden Briefschreibenden lernen sich also über den Brief

¹⁴ Zizek nennt diesen Impetus auch die „Ideologie der ästhetischen Selbst-Erzeugung“, ebd.

¹⁵ Für die Zäsur zwischen postalischem Liebesdiskurs und post-postalischen „Briefen“ vgl. Sigrid Weigel, die ihre Unterscheidung der beiden Epochen vor allem über den Umgang mit Abwesenheit in Brief und E-mail begründet. Sigrid Weigel, „Spuren der Abwesenheit. Zum Liebesdiskurs an der Schwelle zwischen postalischer Epoche und post-postalischen Medien“, in: Sigrid Schade/Christoph Tholen (Hrsg.) *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*. München 1999, S. 82-85.

¹⁶ So Magda von Hattingberg in ihrem ersten Schreiben an Rilke, in welchem sie ihrem Impuls als Rilkeleserin, den Autor selber anzusprechen, Folge leistet. In: Rainer M. Rilke, *Briefwechsel mit Magda von Hattingberg*, Frankfurt/M. und Leipzig 2000, S. 21.

kennen, sie verlieben sich brieflich, ohne sich, mit Ausnahme eines Photos, das sie austauschen, gesehen zu haben und wollen sich dann treffen, um zu überprüfen, ob aus der erschriebenen Nähe eine Beziehung werden könnte. Es ist mithin, um den Jargon der elektronischen Briefkultur zu zitieren, zunächst eine reine on-line Partnerschaft.

Dann ist es auch eine Korrespondenz, die in gewisser Weise die Simultaneität elektronischer Medien vorwegnimmt, weil sie von der Fiktion getragen wird, medial immer verbunden zu sein und damit die Abwesenheit abzuschaffen. Sie schreiben einander mehrmals täglich – die Post von Paris nach Wien brauchte nur genau zwei Tage, um einen Brief zu transportieren – dennoch wartet Rilke nicht auf Antwort, sondern schreibt gleich weiter, wenn der Brief noch unterwegs ist, schreibt schon bald ununterbrochen, und, wenn ein Brief allzu lang wird, telegraphiert er zwischendurch, um zu sagen, dass bald ein Brief kommt. Briefschreibesucht hiess dies um 1800, hier ist diese bereits beschleunigt durch die neuen Möglichkeiten der Post und der Telegraphie. Dass es sich dabei um eine Sucht, das heisst auch um etwas Besinnungsloses handelt, beschreibt Rilke so:

„ Da ist nun schon dieser (seit gestern) dritte Brief, meine Freundin, den Morgen habe ich Ihnen telegraphiert und schon im Voraus bereut, dass ich's thun würde, aber ich *musste*, um genau wahr zu sein –, ach was sag ich, wenn's auf die Wahrheit ankäme, ich müsste Ihnen Tag und Nacht schreiben, um nur alles auszudrücken, was da steigt und auf und ab wogt zwischen den Widersprüchen, und Gott weiss, selbst dann, ob ich mich verständlich mache, da ich doch selber das Ganze nicht verstehe.“¹⁷

Rilkes „Briefsturm“ am Rande des Verständlichen und Verstehbaren ist insofern erfolgreich, als Magda von Hattingberg das Briefeschreiben schon bald jenseits von konkretem Verstehen zum „Zusammensein“ erklärt: „Es ist eine wunderbare, unglaubliche Sache um einen Brief. Man sagt das so hin – ein Brief! Und das Wort klingt auch gar nicht schön. Und darum ist es, als ob irgendeine unscheinbare Wort-Hülle etwas umschlossen hielte, von dem wir nur fühlen, dass es uns einschliesst.“¹⁸ Wenn Magda ihrer Kommunikation den Status einer Kommunion verleiht, bestätigt sie jene symbiotische Nähe, auf die sich Rilke zeit seines Lebens nur in Briefen einlassen konnte: „Du bist so nah, dass ich Dir nicht schreiben kann vor Nähe, Schwester, Du bist in der Luft dieses Zimmers...“¹⁹ Magda beginnt von ihm zu träumen und er möchte, wie Hieronymus im Gehäus, nur immer dasitzen, ihr schreiben und sich von Raben füttern lassen.²⁰ Die Korrespondenz hat also viele

¹⁷ Ebd., S. 38.

¹⁸ Ebd., S. 103.

¹⁹ Ebd., S. 85.

²⁰ Ebd., S. 131.

Anzeichen von Sucht und Zwang, sie hat Züge einer phantasmatischen Verwechslung von tatsächlicher und erschriebener Nähe, Hand und Brief, sie verwechselt mithin das Imaginäre mit dem Realen und hat durch die Fiktion der Simultaneität (man könnte auch sagen durch die Negierung der Abwesenheit) medial durchaus die Züge einer Chatroomsituation.

Entsprechend kommt es zu jenen präödipalen Verschmelzungsphantasien, die heute im Cyberspace festgestellt werden. Nach vier Wochen Korrespondenz schreibt Rilke: „Zu dir sprechen, das heisst gar nicht hinauswirken, das ist In-sich-gehen, das ist ein wenig wachsen, wo’s niemand sieht, das ist wie wenn das Kind sich rührt im Schosse seiner Mutter.“²¹ In solch präödipaler Verschmelzungsphantasie ist seine Briefpartnerin alles – Mutter, Schwester, Liebe, Nächste, Innigste – alles wird sie in seinen Briefen, er tauscht auch ihre Identität aus, indem er sie Benvenuta, die Willkommene, tauft, die, auf welche er schon lange gewartet habe. Diese Projektion aber, und das weiss Rilke, funktioniert nur, solange die Kraft des Aufschubs wirksam ist, das heisst: solange sie sich nicht treffen, nicht sehen und eigentlich: nicht kennen. Solange die „unscheinbare Wort-hülle“ sie umschliesst, können kraft des Imaginären solche Erwartungen, Wünsche aufrechterhalten werden. Magda weiss das auch, deshalb verlangt sie eigentlich vom zweiten Brief an, dass sie ihn besuchen könne und hält an dieser Forderung fest: „Nein, Liebster, Liebster, Liebster – wozu das alles? Warum kommst Du nicht einfach selber, Du wie Du in menschlicher Gestalt bist...“²²

Rilke aber tut alles, um das Treffen zu verschieben, zu komplizieren, herauszuzögern, er hält an dem fest, was er – nicht „virtual reality“ sondern „phantastische Wahrscheinlichkeit“ nennt – ein neues zweites Leben, „von dem nichts zu sagen ist“.²³ Während er in anderen Briefsituationen zwischen Arbeits- und Brieffeder in Konflikt kommt, wird hier der Koffer zum Konkurrenten des Papiers: : „kaum setz’ ich mich an den Tisch, so empört sich mein Koffer, meine Koffer, Köffer oder wie sie alle zusammen heissen mögen (...) und ich gebe ihnen recht, denn sie wollen ja zu dir, nur siehst du, *ich auch*, und vorderhand ist ja das Papier immer noch mein ganz so armes und doch so herrliches Mittel, bei dir zu sein, zu dir zu sprechen.“²⁴

Und obschon Magda immer entschiedener auf dem Unterschied zwischen Schreiben und Zusammensein beharrt und damit das Papier als Widerstand und Hindernis bezeichnet, klammert sich Rilke an Papier und Tintenfass, weil für ihn das Virtuelle wirklich ist. Am 20. Februar, während sie schon sehr konkret von der ersehnten Zusammenkunft träumt, entwirft

²¹ Ebd., S.170.

²² Ebd., S.151.

²³ Ebd. S. 160f.

²⁴ Ebd., S.169.

er einen anderen Ort, ein Dazwischen: „Aber was schreib ich da alles, du Liebe, und will doch nur von dem Ort sprechen, um den herum unsere ersten Erdenpläne sich in leichter Beziehung schwebend erhalten könnten.“²⁵

Leichte Beziehungen in der Schweben zu halten, das wird hier deutlich, meint bei Rilke nicht die Erhaltung einer Möglichkeit im Hinblick auf eine andere Wirklichkeit, sondern im Hinblick auf eine immer neue Aktualisierung dieses virtuellen Ortes, im Zuge dessen „Erdenpläne“ entworfen werden. In ständig neuen Entwürfen wird deutlich, dass das Virtuelle dieses Ortes von ‘schwebenden Bezügen’ keine Wirklichkeit will, dass es immer in der Aktualisierung in und durch die Sprache bleibt²⁶. Da Magda aber nicht nachlässt, seine Anwesenheit zu fordern, muss Rilke nachgeben, sie treffen sich im Februar in Berlin, einen Monat nach Beginn des Briefwechsels – ein Monat, in dem über 200 Briefbögen zwischen Wien und Paris hin- und hergingen und merken bald, dass die briefliche Nähe in der direkten Begegnung keine Entsprechung findet²⁷. Sie bleiben sich fremd und kehren beide schon bald in ihre Einsamkeit zurück. Rilke wusste dies schon vor der Begegnung mit Benvenuta, er warnte sie auch entsprechend immer wieder: „Ich glaube, die Ferne ist ein Weg, auf dem ich wehrloser erreichbar bin als durch jede Nähe.“²⁸ Deshalb versuchte er – nicht nur in dieser Liebsbriefbeziehung – dem „Virtuellen“ solange als möglich Geltung zu verschaffen. Was also wäre der grosse Unterschied, die medienhistorische Zäsur zwischen dem Virtuellen dieses Briefwechsels und jenen Verfehlungen, die bei heutigen online-Partnersuchen per e-mail passieren? Müsste man nicht sagen, dass elektronische wie postalische Briefe die Liebe immer sowohl befördern wie verhindern, dass sie beide gleichermassen der Verwechslung von Abwesenheit und Anwesenheit unterliegen, dass sie immer das Phantastische oder Virtuelle beheimaten, das keine Konkretisierung in der Wirklichkeit braucht? Und ist es nicht so, dass alle Botschaften einen imaginären Zwischenraum schaffen, der weder der Technik noch dem Mensch gehört? Dass Brief wie E-mail oder SMS ein kategoriales Dazwischen

²⁵ Ebd., S. 143.

²⁶ Die Unterscheidung von Virtuellem und Aktuellem bezieht sich auf den Begriff des Virtuellen, wie ihn Gilles Deleuze in *Differenz und Wiederholung* begründet hat – und wie ihn Martin Stingelin in seiner Untersuchung über das Deleuzianische des Internet gegen den rein rechnerischen Begriff des Virtuellen – Gegenbegriff zum Wirklichen – mit Gewinn abgrenzt. Vgl. Martin Stingelin, *Das Netzwerk von Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video*. Berlin 2000, S. 27ff.

²⁷ Rilkes Version über dieses Scheitern findet sich unmittelbar darauf in seiner Korrespondenz an Lou Andreas Salomé wieder, an die er sich nun wieder vermehrt adressiert. Rilke, Rainer M., *Briefwechsel mit Lou Andreas Salomé*, Frankfurt/M. 1989, Briefe vom Juni 1914, S. 321-328. Magda von Hattingbergs Version nimmt einen andern Weg: sie schreibt *Rilke- ein Buch des Dankes*, allerdings nicht unter ihrem Namen, sondern unter jenem, den Rilke ihr verliehen hat. Mit andern Worten: sie bindet Autorschaft und Autorität über ihre Geschichte unmittelbar an die Autorschaft des Dichters Rilke – in Dank. Benvenuta, *Rilke – ein Buch des Dankes*, München 1952.

²⁸ Rilke, a.a.O [Anm. 16], S. 124.

beanspruchen, welches sich nie ganz strategisch nutzen lässt – wie Rilke das wollte, als er Briefe zu Hütern seiner Einsamkeit erklärte – und das man sie auch nicht ersetzen kann durch ein Zusammensein, wie Magda dies wünschte? Dann könnte man sagen, beide Wünsche unterliegen einem produktiven Irrtum, der zur alten Liebeskorrespondenz genau so gehört wie zur E-Epistolographie der Gegenwart. Und dennoch braucht es eine Zäsur. Die Zäsur zwischen postalischem und elektronischem Briefverkehr ist aber nicht einfach das technische Medium, sondern letztlich doch der Bezug zur Sprache. Ob Feder oder Laptop: wenn einer im Medium der Sprache bleiben will, tut er es, er schreibt Briefe als E-mail wie als postalische. In der Sprache bleiben heißt, das Imaginäre des Mediums als Schubkraft benutzen, aber mit dem Symbolischen der Sprache Abstand gewinnen und Zeit. Und hier ist es nicht ganz unnützlich auf das Zurückkommen, was Adorno letztlich über Benjamin hinaus als wesentliches der Sprache im Brief bestimmt hat: die Möglichkeit eines Subjektes durch Objektivierung in der Sprache Erfahrungen mitzuteilen. Solche Sprache könnte auch im E-mail zum Zuge kommen: sie hält die Distanz aus, man löscht das Schreiben nicht sofort, kommt darauf zurück, druckt es aus.²⁹ Anders gesagt: wenn man akzeptiert, dass Sprache nicht primär vermittelt, sondern eben dazwischenkommt, Räume öffnet und Zeit beansprucht, dann wird man entbunden von der Illusion, immer hier *und* dort und immer überall verbunden zu sein. Und verlässt sich zwischenzeitlich statt auf die Kompatibilität von Betriebssystemen auf die Kraft der Wörter, die man losschickt. Es muss ja nicht gleich klingen wie bei Rilke, aber etwas mehr als das einsilbige ‚bin am Bahnhof, wo bist du?‘ ist in jedem Medium möglich.

Literaturhinweise:

- Adorno, Theodor, W., Benjamin, der Briefschreiber (1966), in: ders., *Noten zur Literatur*, Frankfurt/M. 1989.
- Adorno, Theodor, W., Zu Benjamins Briefbuch ‚Deutsche Menschen‘, in: *Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen*, ausgewählt und eingeleitet v. Walter Benjamin, Frankfurt 1966.
- Benvenuta, *Rilke – ein Buch des Dankes*, München 1952.
- Brassai, *Proust und die Liebe zur Photographie*, aus dem Französischen von Max Looser, Frankfurt/M. 2001.
- Gellert, Christian Fürchtegott „Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“ (1751), in: ders., *Die epistolographischen Schriften*, Stuttgart 1971.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B., „E-Epistolographie: Briefkultur im Medienwandel“, in: Andreas Hepp u. Rainer Winter (Hrsg.), *Kultur–Medien–Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, Opladen/Wiesbaden 1999.
- Kuczynski, Rita, *Die gefundene Frau*. Claassen Verlag München 2001.
- Rilke, Rainer M., Briefwechsel mit Magda v. Hattingberg, Frankfurt/M. 2000.

²⁹ Insofern müsste man die strikte Zäsur, die Sigrid Weigel zwischen postalischem und post-postalischem, d.h. elektronischem Nachrichtenverkehr macht, auch etwas relativieren: Abwesenheit und Adressierung werden nicht grundsätzlich abgeschafft im elektronischen Brief. Es braucht und es gibt Regeln und sprachliche Anstrengung, um sie zu schützen. Vgl. Sigrid Weigel, a.a.O. [Anm.13], S. 82-85.

- Rilke, Rainer M., Briefwechsel mit Lou Andreas Salomé, Frankfurt/M. 1989. Varnhagen, *Briefwechsel Band II*, München 1979.
- Varnhagen, Rahel, *Briefwechsel Band II*, München 1979.
- Varnhagen Levin Rahel, *Briefwechsel mit Pauline Wiesel*, hrg. v. Barbara Hahn und Birgit Bosold, München 1997.
- Stingelin, Martin, *Das Netzwerk von Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video*. Berlin 2000.
- Weigel, Sigrid, „Spuren der Abwesenheit. Zum Liebesdiskurs an der Schwelle zwischen postalischer Epoche und post-postalischen Medien“, in: Sigrid Schade/Christoph Tholen (Hrsg.) *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*. München 1999.
- Zizek, Slavoy, „Cyberspace: Von der Möglichkeit, die Phantasmen zu durchqueren“. In: Sigrid Schade/Christoph Tholen (Hrsg.) *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*. München 1999.

Zur Person:

Silvia Henke, Dr.phil., 1962, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin (Universität Basel und Hochschule für Kunst und Gestaltung Basel/Luzern) Diverse Uebersetzungs- und publizistische Tätigkeiten. Gegenwärtiger Forschungsschwerpunkt: Brief und Werk, Biographik und Existenz. *Publikationen:: Wie es ihr gefällt - Wissenschaft, Künste und alles andere*. Hrgg. gemeinsam mit Sabina Mohler. Freiburg i.Br. 1991; *Fehl am Platz. Studien zu einem kleinen Drama im Werk von Alfred Jarry, Else Lasker-Schüler, Marieluise Fleisser und Djuna Barnes*. Würzburg 1997. Div. Aufsätze zu Marguerite Duras, Djuna Barnes, Alfred Jarry, Else Lasker-Schüler, Marieluise Fleisser und Rainer M. Rilke und Robert Walser u.a.